

Er hat sich zurück ins Leben gekämpft

Mit 22 Jahren verunfallte Daniel Stämpfli aus Egerkingen und erlitt ein Schädel-Hirn-Trauma. Darüber hat er ein Buch geschrieben.

Rahel Bühler

«Ich lebe aktuell mein drittes Leben.» Daniel Stämpfli, 61, sitzt im Erker seines Einfamilienhauses in Egerkingen. Er hat mehrere Schicksalsschläge hinter sich: ein Schädel-Hirn-Trauma mit Mitte 20, einen Herzinfarkt im vergangenen Juli.

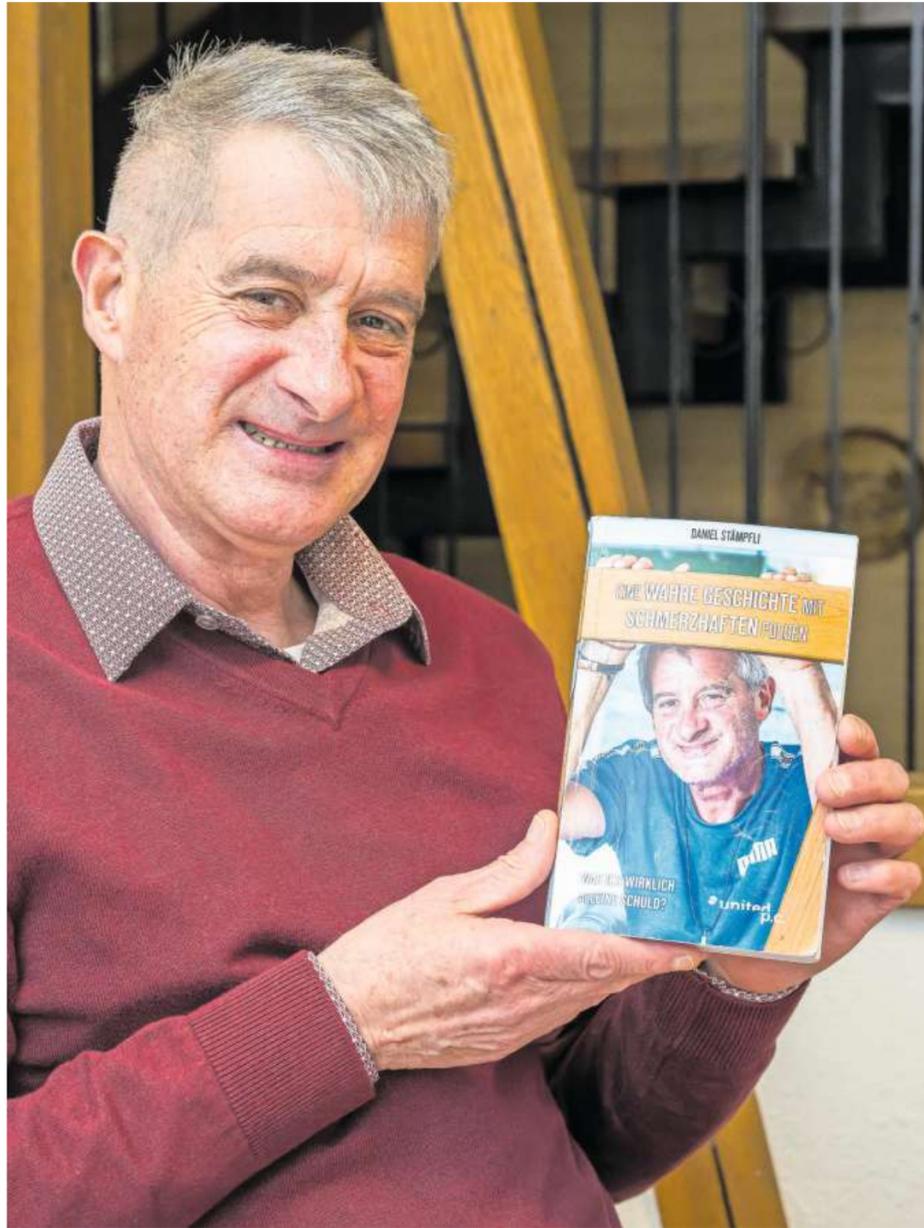
Stämpfli, dessen Vater begeisterter Sportler und Skifan war, stand schon im Alter von drei Jahren auf den schmalen Brettern. Einige Jahre später bestritt der Jugendliche Rennen, rutschte ins Nachwuchskader der Nordwestschweiz, trainierte auf dem Chuenisbärgli in Adelboden. Medaillen mit farbigen Halsbändern und zinnerne Pokale in einer Holzvitrine erinnern an vergangene Erfolge.

«Im Konditionstraining rannte ich als Flachländer allen davon. So wurde ich entdeckt.» Irgendwann sei er beim Skifahren nicht mehr weitergekommen und habe Bretter gegen Laufschuhe getauscht. Er trainierte zuerst bei der Laufgruppe Derendingen, später beim Stadtturnverein Bern. «Sich dort als Solothurner durchzusetzen, war nicht so einfach.» Zugleich absolvierte er bei den SBB in Bern eine Lehre.

Zurück in Solothurn bekam er mit Yves Jeannotat einen Leichtathleten als Trainier, der den Laufsport während 25 Jahren prägte. 1985 absolvierte Stämpfli in Martigny seinen ersten Halbmarathon. Der 22-jährige arbeitete damals im Aussenendienst bei einer Zürcher Firma. Seinen ersten Marathon plante er im Frühherbst 1986. Doch dazu kam es nie.

Arzt und Pfarrer als engste Vertraute

Denn im Sommer 1986 geschah der verheerende Autounfall, ein Ausweichmanöver. Details kennt Stämpfli nur aus Erzäh-



Leistungssportler, Hirnpatient, Autor: Daniel Stämpfli zu Hause in Egerkingen.

Bild: Bruno Kissling

lungen, er selbst könne sich an den Unfall nicht erinnern. «Ich verlor das Bewusstsein und kämpfte später im Inselspital in Bern ums Überleben.» Die Diagnose: Schädel-Hirn-Trauma.

«Dieser Unfall hat mein erstes Leben komplett kaputtgemacht.» Nach dem Aufenthalt in der «Insel» folgte die Reha im Bürgerspital Solothurn. Dass er heute noch immer nichts

weiss über den Unfall, macht ihn hässig. «Ich kann mich nie verteidigen, weil ich nicht weiss, was passiert ist.» Das Ganze hatte auch ein mehrjähriges juristisches Nachspiel.

Erst zehn Jahre später sei es abgeschlossen gewesen.

Drei Monate nach dem Unfall versuchte Stämpfli, wieder in den Beruf einzusteigen. Es blieb beim Versuch. Nach fünf Tagen folgte der Zusammenbruch. «Jede Hirnverletzung bringt psychische Probleme mit sich, das weiss ich heute.»

So war es auch bei ihm: «Ich sah damals den Sinn nicht mehr und unternahm einen Suizidversuch.» Er sei in eine Klinik eingeliefert worden, zum Schutz vor sich selbst. «Da hatte ich alles verloren.» Seine engsten Vertrauten damals: sein Arzt und sein Pfarrer. Mit der Familie hatte er keinen Kontakt.

Zwei Komponenten im Fokus

Ein paar Jahre später betreute Stämpfli zwischenzeitlich Einzelsportler und Teams, wie etwa den FC Solothurn in der Beinahe-Aufstiegssaison 1991/1992. Seit 1995 wohnt er mit seiner Frau in Egerkingen, gründete mit ihr eine Familie. Inzwischen lebt er von der IV.

«Ein solcher Unfall verändert dein Leben und dein Wesen», sagt Stämpfli. Das könne auch im positiven Sinne sein. «Das Hirn kann sich erholen.» Stämpfli schwört dabei auf zwei Komponenten: Berührungen und Sport. «Mit Berührungen kann man einen Menschen besser heilen als nur mit Medikamenten.» Als seine Frau krank wurde, habe er diese Methode angewandt. Auch, als sein Vater 2020 einen Hirninfarkt hatte, habe er ihn betreut. «Nach vier Monaten konnte er den Slalom in einem Vitaparcours laufen.»

Mittlerweile hält der heute 61-jährige auch Vorträge. Vor einigen Jahren hat er bei Fragile Suisse, der schweizerischen Patientenorganisation für Menschen mit Hirnverletzung und deren Angehörige, eine Nordic-Walking-Gruppe in Olten einge-

führt. Er leitet sie seither. «Natur und Bewegung helfen bei Hirnverletzungen.»

Hirnforschung und Helmobligatorium

Der Egerkingener beschäftigt sich mit der Hirnforschung und macht sich stark für ein Helmobligatorium. «Es ist grotesk: Beim Skifahren tragen fast alle einen Helm. Wieso leuchtet es den Menschen nicht ein, dass das beim Velo- oder E-Scooter-Fahren genauso wichtig ist?» Auch findet er es «beschämend», dass das Obligatorium auf der politischen Bühne bislang keinen Anklang fand.

Über all das hat Stämpfli in den vergangenen zwei Jahren ein Buch geschrieben. Seit November ist es fertig. «Die Idee dazu hatte ich schon nach dem Unfall.» Fertigstellen konnte er das Buch nur, weil er damals Tagebuch schrieb. Viele Exemplare zu verkaufen, sei nicht sein Ziel. Aber vielleicht eine Verfilmung. «Ich glaube, das wäre gar nicht uninteressant.»

«Ein solcher Unfall verändert dein Leben und dein Wesen.»

Daniel Stämpfli erlitt ein Schädel-Hirn-Trauma

Aus Thaler Sicht

Begegnungen

Gleich drei erfreuliche Begegnungen hatte ich vergangene Woche. Für eine Recherche musste ich von der Redaktion in Basel aus mit Behörden verschiedener Schweizer Kantone telefonieren. Als die Ansprechperson aus dem Kanton Solothurn sich meldete und sagte, sie könne zu dieser «heiklen Angelegenheit» keine Auskunft geben, fragte ich scherzhaft: «Auch nicht unter Solothurnern?»

Wir kamen ins Plaudern über Gott und die Welt, und es stellte sich heraus, dass der besagte Mediensprecher ein Thaler ist und meine Familie und Verwandtschaft kennt. «Schöne Grüsse an alle», sagt er beim Auflegen. Und ich sagte: «Danke gleichfalls.» Denn auch ich kenne seine

Liebsten vom «Chäferfescht» aus meiner Jugend, wie wir das nennen.

Meine Redaktionskollegen am Tisch gegenüber schauten mich verwundert an und kommentierten bewundernd, dass ich den Dialekt gewechselt habe im Gespräch mit dem Solothurner Mediensprecher. «Das tönt einfach schön. Wirklich ein angenehmer Dialekt», sagte der eine. «Dass du einfach so umschitchen kannst», meinte der andere. Beide nahmen einen Schluck Kaffee und tippten weiter ihre Texte in den Computer.

Mir war das mit dem Wechseln des Dialekts nicht aufgefallen. Da ich in verschiedenen Kantonen und lange in Olten gelebt hatte, ging ich davon aus, dass

ich den berühmt-berüchtigten «Oltner-Bahnhofbuffet-Slang» beherrsche (von allem ein wenig und nichts so richtig). Offenbar hatte ich aber «gethalert». Diese Feststellung freute mich insgeheim, da ich vermutete, das in der Zwischenzeit verlernt zu haben.

«Ihr redet da einfach so nett miteinander», sagte der Kollege vis-à-vis am Tisch nun. Ich war wieder verwundert. Wie sollte man denn sonst miteinander reden, dachte ich und freute mich über das soeben geführte Telefongespräch, auch wenn für die brisante Recherche nichts herausgekommen war.

Am selben Abend hatten mich von einer Leserin aus meiner Heimat, die ich eigentlich nicht

so gut kenne, feine Produkte aus dem eigenen Garten erreicht. Einfach so. Wir genossen das Znacht sehr.

Und das nächste ähnliche Erlebnis liess nicht lange auf sich warten. Als ich am Tag darauf mit meinem Sohn im Kinderwagen an einem Bankenschalter in der Basler Innenstadt wartete, um etwas zu erledigen, dachte ich: «Ah, der kommt auch nicht von hier ursprünglich», als der Herr sagte. «Die Nächsten bitte.»

Wir wickelten den Papierkram ab, mein Sohn bekam ein Kässeli geschenkt und im Small Talk darüber, wie schnell Kinder doch wachsen, formulierte ich meinen vorherigen Gedanken laut. «Nein», sagte der Mann. «Ich bin vor vielen

Jahren aus Solothurn hierhergezogen.» «Ah ich auch», sagte ich und fragte, woher er denn komme. «Von einem wunderschönen Fleck, den Sie aber vermutlich nicht kennen», sagte er. «Und Sie?» «Laupersdorf», sagte ich. Seine Miene hellte sich auf. «Ah doch, dann kennen Sie das Guldental», sagte er und lächelte. Ich nickte.

Und es wurde noch besser, er kannte ebenfalls meine halbe Verwandtschaft und erkundigte sich nach allen und richtete Grüsse aus. Nach zehn Minuten erzählte er von Kindheits-erinnerungen mit meinen Verwandten und fragte, was ich denn in Basel mache. Das ging längst über den üblichen Small Talk hinaus und war eine wirklich nette Unterhaltung an

diesem tristen Tag voller grimmig schauender und gehetzt wirkender Menschen in der Stadt.

Als ich das im Büro erzählte, war meinen Arbeitskollegen die Pointe sofort klar. Jedenfalls kann ich meinem geschätzten Kollegen beipflichten, als er sagte: «Diese Thaler sind wirklich überall, du kannst stolz und froh sein, so viele nette Leute zu kennen.»



Nora Hoffmann Bader ist in Laupersdorf aufgewachsen und Journalistin bei der bz Basel.